

re Welt seien zudem stark beeinflusst gewesen durch die Arbeiten der beiden ebenfalls liberalen Ökonomen John Kenneth Galbraith und Arthur Schlesinger, die in den 1950er-Jahren vor den Auswirkungen masslosen Konsums gewarnt hatten, sowie durch Rachel Carsons 1962 erschienene Publikation «Der stumme Frühling» – ein Basiswerk der Umweltbewegung (S. 8f.).

Wie sich die USA unter einem Präsidenten Robert F. Kennedy entwickelt hätten, werden wir nie wissen. Nur wenige Wochen, nachdem er in Kansas die oben zitierte Rede gehalten hatte, wurde er ermordet. Seine Visionen hingegen, so Jackson, leben weiter und gehören zu den vielen Mosaiksteinen, die uns auf der Suche nach neuen Wegen und Werten für eine Post-Growth-Zukunft inspirieren können.

Eine weitere Persönlichkeit, der Jackson ein Kapitel widmet, ist Wangari Mutai Maathai, die Ende der 1970er-Jahre in Kenya die Green-Belt-Bewegung gründete. Er schildert, wie ihr Engagement für die Umwelt, das Pflanzen von Bäumen und die Verbesserung der Situation der Frauen in den Dörfern die ehemalige Biologieprofessorin die Ehe sowie den Job kostete und sie sogar ins Gefängnis brachte. Doch Maathai hielt an ihrer Vision fest, die Green-Belt-Bewegung breitete sich über Kenia hinaus auch in anderen Ländern Afrikas aus, Millionen von Bäumen wurden gepflanzt. Nach rund zwanzig Jahren unermüdlichen Kampfes für ihre Sache, so Jackson, drehte der Wind langsam. 2002 wurde Wangari Maathai ins kenianische Parlament gewählt, 2004 erhielt sie den Friedensnobelpreis für ihre Leistungen in Bezug auf nachhaltige Entwicklung, Demokratie und Frieden. Für Jackson ist das beharrliche Engagement Maathais auf ökologischer wie sozialer Ebene ein Beispiel dafür, «wie Investitionen in eine Post-Wachstumswelt aussehen könnten und sollten» (S. 144).

Ganz anders der Lebenslauf der Engländerin Ellen MacArthur. Als professionelle Seglerin

habe sie immer wieder ihre eigenen Grenzen ausgelotet, schreibt Jackson. Ein heftiger Sturm in der Südsee, den sie nur knapp überlebte, war der Auslöser dafür, dass sie nach Beendigung ihrer Seglerinnenkarriere eine Stiftung zur Förderung einer nachhaltigen Kreislaufwirtschaft gründete: «Die Macht und Schönheit der Südsee haben sie zur Erkenntnis gebracht, dass der Planet, den wir unser Zuhause nennen, nicht unerschöpflich ist. Ihre aussergewöhnliche Fähigkeit, ihre eigenen Grenzen zu überschreiten, haben ihr ermöglicht, die Begrenztheit der Natur besser zu verstehen.» (S. 45)

Das Spannungsfeld zwischen Begrenztheit und Grenzenlosigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch. Dies dürfte auch dem Umstand geschuldet sein, dass es unter dem Eindruck des Covid-19-Lockdowns geschrieben wurde.

Das menschliche Bestreben, die eigenen Grenzen zu überschreiten, sei kostbar und ein wichtiger Teil der menschlichen Evolution, betont Jackson: «Unser rastloser Ehrgeiz, weiter zu gehen, mehr zu sehen, höher zu fliegen, Unmögliches zu erreichen, neue Pläne für unsere Familie zu schmieden, an der Schaffung einer besseren Welt mitzuwirken: all das verdient Applaus.» (S. 44) Anhand der Geschichte der mittelalterlichen Brücke von Potter Heigham in der englischen Grafschaft Norfolk veranschaulicht der Autor, wie das Überwinden von Grenzen immer auch neue Grenzen erzeugt. Der Bau der Brücke brachte für Handwerker und Händler im 14. Jahrhundert grosse Erleichterungen, weil sie eine direkte Verbindung zum Hafen schuf und sie so Zeit sparen konnten. Heute ist die Brücke ein Tourismus-Hotspot und steht unter Schutz. Dies, obschon der schmale, schwer passierbare Durchgang die Schifffahrt massiv behindert – was die Menschen zur Suche nach neuen, kreativen Lösungen animiert und dem Ort zu Berühmtheit verholfen hat (S. 34f.).

Während der menschlichen Fantasie und Kreativität kaum Grenzen gesetzt seien, müssten wir uns bei unserem Tun und Handeln an die Limiten, die uns die Natur vorgibt, halten, führt der Autor weiter aus: «Boden stützt unser Gewicht beim Gehen. Die Luft, die wir atmen, die Nahrung, die wir essen, erhalten uns am Leben. Wir vertrauen darauf, dass Samen spriessen, wenn wir sie pflanzen. Wir wissen, dass Dinge hinunterfallen, wenn wir sie loslassen. Dass sie kaputt gehen, wenn sie zu hart landen. Wenn sie uns treffen, tut es weh. Wenn wir sie verbrennen, werden sie verzehrt. Wenn sie uns verbrennen, werden wir leiden.» (S. 43)

Die Grenzen, die uns durch das neuartige Corona-Virus aufgezwungen wurden, wertet Jackson hingegen durchaus positiv. So wie die US-amerikanische Dichterin Emily Dickinson in der scheinbaren Abgeschiedenheit ihres

Zimmers, in das sie sich zeitlebens zurückgezogen habe, höchste Kreativität entfaltete, hätten die Grenzen, die uns durch die Pandemie aufgezwungen wurden, auch unsere Fantasie befreit. Dies ermögliche uns, so Jackson, eine bessere Zukunft zu erträumen, an eine gesündere Welt zu glauben: «Saubere Luft. Weniger Verkehr. Blauerer Himmel. Weniger Kondensstreifen. Mehr Zeit füreinander. Weniger Erfolgsdruck. Mehr Freundlichkeit gegenüber Fremden ... Was ist falsch an der Hoffnung, dass sich etwas davon durchsetzen könnte?» (S. 173)

Gar nichts ist daran falsch, denkt die geneigte Leserin, der geneigte Leser. Aber die Frage, wie die Menschheit schaffen und bewahren könnte, was unter dem Druck der Pandemie an Werten entstanden ist, bleibt nach dem Lesen dieses Buches offen wie zuvor.

Gabriela Neuhaus

Gabriele Winker: **Solidarische Care-Ökonomie.** Revolutionäre Realpolitik für Care und Klima

Transcript 2021 (216 S.)

Wie lassen sich zwei grundlegende gesellschaftliche Krisen unserer Zeit – die Care-Krise und die Klima-Krise – zusammen denken und gemeinsam politisch bearbeiten? Mit dieser grossen politischen Frage beschäftigt sich Gabriele Winker in ihrem neuen Buch *Solidarische Care-Ökonomie. Revolutionäre Realpolitik für Care und Klima*. Wie schon in ihrer vielbeachteten Publikation *Care-Revolution* aus dem Jahr 2015 geht es der emeritierten Professorin für Arbeitswissenschaft und Gender Studies (TU Hamburg) und Mitbegründerin des Netzwerks *Care Revolution* auch in ihrem neuen Buch ums Ganze: «Wir stehen», so Winker, «vor der riesigen Aufgabe, profitorientiertes Wirtschaften zunächst einzuschränken und letztlich zu

überwinden, um tatsächlich solidarisch und mit Rücksicht auf die planetaren Grenzen leben zu können.» (S. 12) Sie formuliert eine Transformationsperspektive ganz im Sinne von Rosa Luxemburgs «revolutionärer Realpolitik»: Ziel dabei ist es, verschiedene gesellschaftliche Brennpunkte gemeinsam in den Blick zu nehmen und Reformschritte im Hier und Jetzt anzustossen, ohne dabei den längerfristigen Horizont einer grundlegend anderen, postkapitalistischen Wirtschaftsweise aus den Augen zu verlieren. Auch wenn Winker klare Forderungen stellt, ist das Buch nicht im Stil eines dieser abstrakten politischen Pamphlete verfasst, das zwar anregende politische Ideen vermittelt, einen nach der Lektüre jedoch etwas

rat- und hilflos mit der Frage zurücklässt: Na schön, aber wie kommen wir nun dahin? Vielmehr zeigt sie konkrete, individuelle wie kollektive Gestaltungsspielräume auf. Winker orientiert sich dabei an vielfältigen Alltagserfahrungen und nimmt Bezug auf politische Auseinandersetzungen sowie strategische Fragestellungen, die sich aktuell insbesondere innerhalb der Klimagerechtigkeits- und der feministischen Bewegung stellen. Dabei will sie darüber nachdenken, wie diese Bewegungen «mehr politische Durchschlagkraft» entwickeln können, indem sie gemeinsame Zielsetzungen im Hinblick auf einen «System Change» und «ein zumindest punktuell gemeinsames Vorgehen» entwickeln (S. 13). Dreh- und Angelpunkt einer solchen verbindenden Perspektive ist Care – die Sorge um andere, um sich selbst wie auch um die Natur.

In einem ersten Schritt analysiert Winker die beiden Krisen – die «Gefährdung von Sorgebeziehungen» und den «lebensbedrohlichen Klimawandel» – je separat, um sie dann im weiteren Verlauf der Argumentation aufeinander zu beziehen. Sie trägt dazu wichtiges Zahlenmaterial zusammen und erörtert, wie sowohl im Bereich der Fürsorge als auch in der Klimapolitik die politischen Eliten neoliberale Strategien vorantreiben und Care wie auch Natur ökonomisieren. Daraus resultieren nicht nur wachsende Ungleichheiten, sondern auch eine «Erschöpfung menschlicher und ökologischer Ressourcen». Winker arbeitet die «unheilbaren Widersprüche» heraus, die sich im Bereich der sozialen Reproduktion zeigen, wenn der Kostendruck bei der sozialen Infrastruktur (Gesundheitswesen, Pflegesystem, Bildungswesen, Kitas) zur Überlastung der Sorgearbeitenden führt und darunter nicht nur die Beschäftigten leiden, sondern auch die Qualität der Care-Beziehungen zu den Nutzer*innen dieser sozialen Dienste (z. B. Kinder, Patient*innen, Pflegebedürftige). Darüber hinaus thematisiert sie die wachsenden Anforderungen

und die häufig knappen Zeitressourcen in der unentlohnten Sorgearbeit, was sich während der Coronakrise durch Homeschooling und Wegfall der familienexternen Betreuung nochmals akzentuiert hat – insbesondere für Mütter. Damit sich Menschen gut umeinander kümmern können, braucht es aber gleichzeitig auch intakte Ökosysteme. Doch auch die ökologische Reproduktion ist in der Krise und es kommt zu einer Übernutzung von natürlichen Ressourcen. Winker bezieht sich hier auf Material von Klimawissenschaftler*innen und zeigt dabei, dass vielerorts Kippunkte bereits erreicht worden sind und es inzwischen zu unkontrollierbaren, selbstverstärkenden Prozessen in Bezug auf die Erderwärmung kommt. Mit Rückgriff auf ökofeministische Analysen argumentiert Winker, wie sowohl die häusliche Sorgearbeit als auch die Ressourcen der Natur gleichermassen als kostenlose und unbegrenzt verfügbare Güter behandelt werden. Aufgrund dieser inneren Logik der kapitalistischen Produktionsweise kommen nicht nur die Selbstsorge sowie die Sorge für andere, sondern auch die Vorsorge für folgende Generationen zu kurz.

Ein «grün lackiertes »Weiter so« (S. 90) ist keine Option, ein Abkommen von einer Wachstumsorientierung laut Winker dringend vonnöten. Sie und ihre Mitstreiter*innen vom Netzwerk Care-Revolution haben dazu beigetragen, dass im deutschsprachigen Raum seit ein paar Jahren Debatten um Care und um De-growth zunehmend aufeinander bezogen werden. Dabei ist ihnen auch bewusst geworden, wie schwierig es ist, eine gesellschaftliche Alternative zu entwickeln, die nicht als Bedrohung (z. B. von Arbeitsplätzen oder von etablierten Konsummustern) wahrgenommen wird. «Wenn also die Selbsterhaltung und die Sorge für Nahestehende alle Energie erfordern, wenn ein gesellschaftlicher Wandel, der die eigenen Lebensbedingungen verbessert, nicht im Rahmen des Vorstellbaren ist und wenn es kaum wirksame Möglichkeiten demokrati-

scher Beteiligung gibt, dann können selbst Ereignisse wie die Klimakatastrophe eher Schweigen als Widerspruch hervorrufen», stellt Winker fest (S. 95). Und dennoch suchen Menschen nach Nischen, Auswegen und Möglichkeiten der Kritik und geben Anlass zur Hoffnung auf Veränderung. Im Kapitel mit dem Titel «Handlungsfähigkeit» zeichnet Winker auf, wie sich Menschen zunehmend von den Leistungsanforderungen der neoliberalen Gesellschaft distanzieren, sich individuell verweigern und sich kollektiv mit politischem Engagement für eine «freundlichere Welt» einsetzen. Winker möchte dabei ausloten, an welchen in der Bevölkerung vorfindbaren alltäglichen Wünschen und verbreiteten Praxen eine linke, feministische Politik ansetzen kann. Sie zitiert Studien zu Deutschland, die darauf hindeuten, wie gross der Anteil der Beschäftigten ist, die sich eine reduzierte Erwerbsarbeitszeit wünschen, insbesondere um mehr Zeit für Care und soziale Beziehungen zu haben – eine Absicht, die aufgrund ökonomischer Bedingungen nur ein Bruchteil individuell verwirklichen kann. Gleichzeitig verweist Winker auf die hohe Bereitschaft zu alltäglicher Solidarität (z. B. mit geflüchteten Menschen oder mit Angehörigen der Risikogruppen während der Corona-Pandemie) sowie auf das verbreitete politische Engagement in Bewegungen wie Fridays for Future oder Black Lives Matter. In diesen sozialen Initiativen und politischen Aktivitäten erfahren insbesondere auch viele junge Menschen, wie sie die eigenen Lebensumstände mitgestalten können.

Ein besonderes Anliegen von Winker ist dabei die Frage, wie gewerkschaftliche und andere soziale Bewegungen zusammengeführt werden können. Ansatzpunkte sieht sie in Mobilisierungen für eine Verkehrswende: In Deutschland haben die Dienstleistungsgewerkschaft ver.di und Fridays for Future bei Streiks in kommunalen Verkehrsbetrieben zusammengearbeitet. Auch in lokalen Bündnis-

sen ist es bereits zu einem Zusammenkommen von gewerkschaftlich organisierten Care-Beschäftigten und Klimabewegten gekommen, die sich gemeinsam für ein solidarisches Gesundheitssystem einsetzen und gleichzeitig den Klimawandel anprangern, der schon jetzt Leben und Gesundheit bedroht. Dabei betont Winker, wie wichtig es ist, Bedürfnisse ernst zu nehmen, sich Zeit zu nehmen für gemeinsame Lernprozesse, einander zuzuhören und Netzwerke über die eigenen Bubbles hinaus zu erweitern. Für die Erarbeitung einer gemeinsamen inhaltlichen Programmatik sind politische Räume enorm wichtig – konkret schlägt Winker hierzu die Einführung von Klima- oder Care-Räten auf kommunaler Ebene vor, zu der auch Parteienvertreter*innen und Vertreter*innen von Wohlfahrtsverbänden und anderen Institutionen zur gemeinsamen Debatte eingeladen werden.

So zentral es ist, sich im Alltag solidarisch aufeinander zu beziehen und auf kleinere Erfolge und Reformen abzielen, so entscheidend ist für Winker jedoch die Skizzierung einer Transformationsstrategie, die sozusagen als politischer Kompass dient. Winker identifiziert hierfür vier zentrale Ansatzpunkte, die einander ergänzen und idealerweise bestärken: Erstens schlägt Winker eine drastische Verkürzung der allgemeinen Erwerbsarbeitszeit vor, die mehr Zeit für Sorgearbeit lässt und zudem darauf hinwirkt, dass ökologisch schädliche Produktion zurückgefahren werden kann. Parallel zum Zurückdrängen der Erwerbsarbeit muss zweitens eine erwerbsunabhängige existenzielle Absicherung durch ein bedingungsloses Grundeinkommen garantiert sein sowie eine bedürfnisgerechte Care-Infrastruktur aufgebaut werden. Um die Bedürfnisse überhaupt zu kennen, braucht es drittens lokal verankerte demokratische Teilnehmungsformen und erweiterte Mitbestimmungsrechte. Als vierten Ansatzpunkt einer überzeugenden Transformationsstrategie sieht Gabriele Winker «Projekte,

die bereits innerhalb des kapitalistischen Systems manches entwickeln und ausprobieren, was sich in einem anderen gesellschaftlichen Rahmen erst voll entfalten kann» (S.165). Dabei geht es um eine Ausweitung von Commons und die Entwicklung von zukunftsweisenden Sozialgefügen, in denen sorgsam mit sozialen Beziehungen und ökologischen Ressourcen umgegangen wird und die nicht vom Markt durchdrungen sind. Zu denken ist dabei laut Winker an Gemeinschaftsgärten, alternative Wohnprojekte, Gesundheitszentren, solidarische Landwirtschaftsinitiativen oder Nachbarschaftsnetze, in denen Sorgearbeit kollektiv organisiert wird. In einer auf diese Weise entwickelten solidarischen Gesellschaft gelingt es, Sorge ins Zentrum zu stellen und die Trennung von entlohnter und unentlohnter Arbeit schliesslich ganz aufzubrechen.

Die Stärke des Buches liegt insbesondere darin, konkrete politische Schritte aufzuzeigen, um aus der gegenwärtigen Vielfachkrise her-

auszukommen. Viele Vorschläge und Analysen sind dabei durchaus nicht neu, werden aber von Winker kreativ aufeinander bezogen und aus einer konsequent feministischen Care-Perspektive geschärft. Wer primär an theoretischen Abhandlungen zu Ökofeminismus oder Degrowth interessiert ist oder nach dekolonialen Perspektiven insbesondere aus dem Globalen Süden sucht, wird hier nicht auf die Rechnung kommen. Dafür umso mehr, wer auf der Suche ist nach kollektiven Handlungsansätzen und Ideen für die eigene politische Arbeit. Das Buch dient dabei als Archiv vielfältiger Erfahrungen von sozialen Bewegungen und Initiativen, die insbesondere im deutschen Raum in den letzten Jahren gesammelt wurden – und zu denen Winker und das Netzwerk Care Revolution selbst viel beigetragen haben. Nicht zuletzt ist es ein Buch, das Mut macht, weil es neben der Analyse grundlegender Krisen auch zahlreiche Geschichten des Gelingens enthält.

Sarah Schilliger

Beatrice Schmid: **«Du weisst mich jetzt in Raum und Zeit zu finden»**. Zwei Frauen zwischen Basel und Moskau
Rotpunktverlag, Zürich 2020 (375 S.)

«Eigentlich zwei gewöhnliche Frauen» (S. 240) nennt Beatrice Schmid ihre Grossmutter Marie und ihre Grosstante Paula. Dabei haben beide Frauen ein aussergewöhnliches Leben geführt. Gewöhnlich sind sie insofern, als sie aus einfachen Verhältnissen stammten und das Schicksal zahlloser Menschen teilten: Marie die Stigmatisierung als Kommunistin in einer bürgerlichen Gesellschaft, Paula die Entrechtung der Frau eines zum Tode verurteilten «Abwechslers» in der UdSSR.

Beide wuchsen unter grossen Entbehrungen auf, erlebten im 1. Weltkrieg den Druck der

Arbeitslosigkeit und der Preissteigerungen bei gleichzeitigen Rekordgewinnen der Kapitalisten und wurden in der sozialistischen Bewegung aktiv. Paula trat 1917 als Fünfzehnjährige der Sozialistischen Jugendorganisation bei, lernte dort ihren ersten Mann, Waldemar «Waldi» Brubacher, kennen, heiratete ihn 1921, als gerade die Kommunistische Partei der Schweiz (KPS) gegründet wurde, und wanderte mit ihm in die UdSSR aus. Marie, mit elf Jahren als Vollwaise einer Familie in Pflege gegeben, die das genossenschaftliche Gemeineigentum anstrebte, begann als Siebzehnjährige in der

Bäckerei des Allgemeinen Konsumvereins Basel zu arbeiten, verliebte sich in den jüngeren Bruder Paulas, den Hilfsarbeiter Hans Schmid, und wurde in der kommunistischen Bewegung aktiv. Die beiden heirateten 1940, sie mit 34, er mit 37, weil er nach dem Tod seiner Mutter eine neue Frau im Haushalt brauchte.

In Basel sind sich Marie und Paula nie begegnet, nur wegen Hans fanden sie später «zwischen Basel und Moskau» korrespondierend zueinander. Die Zeugnisse dieser Korrespondenz findet ihre Enkelin Beatrice 2015 in einem Karton auf dem Dachboden ihrer Eltern. Als Historikerin und Germanistin beginnt sie die Briefe, Postkarten, Fotos und vergilbten Zeitungen auszuwerten, geht in die Archive der Schweiz und Russlands, zieht Fachliteratur bei, liest biografische Zeugnisse, befragt Zeitzeuginnen, belegt ihre Ausführungen mit einer Fülle von Anmerkungen und erlaubt sich mit dem Hinweis «Ich stelle mir vor» mehrmals (S. 21, 30, 42 u. mehr) auch auszudenken, wie es gewesen sein könnte.

Nicht nur darum, ihre Vorfahrinnen durch Schrift und Bild «in Raum und Zeit zu finden» (Titel u. S. 338), geht es ihr dabei. Sie trägt deren «Zeit des roten Kampfes, der Möglichkeit einer gerechteren Welt» (S. 343) heute wieder in sich, wie sie zum Schluss des Buches betont. Als erste Akademikerin der Familie wurde sie in ihrem Studium politisch aktiv und blieb es als Gymnasiallehrerin in Lausanne, hat also auch praktisch am Engagement der Grosselterneneration angeknüpft, während ihre Eltern politische Aktivitäten ebenso haben ruhen lassen wie die Schachtel auf dem Dachboden.

Im Buch verbindet die Autorin ihr Engagement auch dadurch mit jenem ihrer Vorfahrinnen, dass sie in der Vergangenheit einen «faszinierenden Spiegel [ihrer] selbst und der Gegenwart» (S. 17) sucht. Ihr Bemühen, Parallelen zu erörtern, mag manchmal naiv wirken, zeigt aber, wie sehr sich seit hundert Jahren im Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung

mit den äusseren Bedingungen auch die Aktivistinnen verändert haben. Die damaligen Kämpferinnen unterscheiden sich in drei Hinsichten von denjenigen, zu denen sich die Autorin heute zählt: in ihrem soldatischen Gehorsam, in ihrem Schweigen über erlittenes Unrecht und in der Bereitschaft, die politische Gleichberechtigung der Frauen mit Doppel- und Mehrfachbelastung zu verbinden.

Soldatische Gehorsamkeit zeigen Paula und ihr erster Mann Waldi, als sie sich im Sommer nach ihrer Ankunft in der UdSSR gleich in die junge Sozialistische Sowjetrepublik (SSR) der Wolgadeutschen schicken lassen, ein Gebiet, «wo eine richtige Hungersnot herrscht, bei der Tausende sterben» (S. 74). Wo Waldi bleibt, als Paula in der Wolgarepublik den ungarischen Kommunisten Ferenc «Feri» Huszti heiratet, ist nicht herauszufinden. Zu Gehorsam aus Furcht ums Überleben wird Paula später gezwungen, als beide ab 1931 wieder in Moskau tätig sind, sie bei der Komintern, Feri beim Zentralkomitee. Er wird 1937 aufgrund abweichender Haltungen hingerichtet, sie 1938 als Ehefrau ohne Gerichtsverfahren zu acht Jahren Zwangsarbeit in den neu gegründeten Gulag Workuta nördlich des Polarkreises verbannt. Völlig entrechtet, von ihrer zweijährigen Tochter Solveigh getrennt, kann sie dort die Demütigungen und Misshandlungen nur überleben, indem sie sich ab 1939 als Krankenschwester und später als Wundärztin weiterbildet und bewährt. 1940 beginnt sie, Briefe nach aussen zu schreiben, doch die Behörden halten alle zurück, obwohl sie sich jeder Kritik enthält: «Die seelische Not, die Verzweiflung Paulas als Mutter stehen in all diesen Briefen im Vordergrund – kein Wort über die katastrophalen Bedingungen, unter denen sie lebt und arbeitet.» (S. 198)

Informationen über diese Bedingungen erhält Beatrice Schmid weniger aus den später zurückerstatteten Briefen als aus den Zeugnissen der Gulag-Überlebenden, die nach ihrer